



Rundbrief 2 / 2023



Braunschweig
im
Mai 2023
Siwan 5783

Protestantische Prophetin Vor 20 Jahren starb die Theologin Dorothee Sölle

Sie erhob ihre Stimme für die Ärmsten und Schwachen, bekannt wurde sie durch ihre Politischen Nachtgebete, Frieden und Gerechtigkeit waren zeitlebens ihre Themen: Vor 20 Jahren starb die evangelische Theologin Dorothee Sölle.



epd-bild/Boris Rostami-Rabet

Frankfurt a.M. (epd). Dorothee Sölle (1929-2003) gehört zu den einflussreichsten Theologinnen des Protestantismus. Eines ihrer zentralen Lebensthemen war „Gottes Vorliebe für die Armen“. Damit wurde sie zu einer der führenden europäischen Befreiungstheologinnen, in Anlehnung an

die vor allem in Lateinamerika entstandene Idee einer Kirche der Armen, die sich für die Befreiung der Unterdrückten einsetzt. Vor 20 Jahren, am 27. April 2003, starb die „moderne Mystikerin“.

Dorothee Sölle wird am 30. September 1929 in Köln als das vierte von fünf Kindern des Ehepaares Hildegard und Hans Carl Nipperdey geboren. Das akademisch-großbürgerliche Elternhaus, ihr Vater ist Juraprofessor und erster Präsident des Bundesarbeitsgerichts, fördert die geistigen Begabungen der jungen Dorothee. Ab 1949 studiert sie Philosophie und klassische Philologie, 1951 wechselt sie zur Theologie und belegt auch das Fach Germanistik. 1954 promoviert sie im Fach Literaturwissenschaften und macht ihr Staatsexamen in Theologie.

Ihre erste Ehe mit dem Maler Dietrich Sölle, in der drei Kinder geboren werden, dauert nur zehn Jahre. Bis Ende der 60er Jahre arbeitet sie als Gymnasiallehrerin, freie Journalistin, Universitätsassistentin, Studienrätin. 1965 erscheint ihr Buch „Stellvertretung“. Besonders ihr Nachdenken über eine „Theologie nach dem Tode Gottes“ war umstritten. Seit den 60er Jahren engagiert sie sich vor allem auf evangelischen Kirchentagen für die Politischen Nachtgebete rund um die Themen Frieden, Frauen, Ökologie sowie die Kluft zwischen Reich und Arm.

Zeitlebens hatte sie eine Abneigung gegen die - vor allem von Männern geprägte - Kreuzestheologie. Sölle und andere feministische Theologinnen sehen im Kreuzifix ein Symbol für männliche Brutalität und Todesverherrlichung. „Gott wird in die Schuhe geschoben, auf Blut zu stehen“, erklärte Sölle. Es ist aber nicht Gott, der dafür sorgt, dass gefoltert wird, wie Sölle betont. Das Kreuz symbolisiere vielmehr das Leiden der Schwachen und Ärmsten.

Bei einem heftig umstrittenen ökumenischen Abendmahl am Rande des 94. Deutschen Katholikentags im Jahr 2000 in Hamburg erklärte sie in ihrer Predigt, die Kirchentrennungen des 16. Jahrhunderts dürften heute nicht mehr gelten.

1969 heiratet sie Fulbert Steffensky, aus dieser Beziehung geht eine Tochter hervor. Steffensky lebte 13 Jahre als Benediktinermönch im Kloster Maria Laach, bevor er zum Protestantismus konvertierte. Er gehört heute zu den profiliertesten religiösen Autoren im deutschsprachigen Raum.

Dorothee Sölle war ihrer eigenen Kirche gegenüber stets überaus kritisch, lebte aber - so berichten Zeitzeugen - eine sehr innerliche protestantische römigkeit. Ein ordentlicher Lehrstuhl wurde der weltbekannten, hochbegabten und habilitierten Frau zeitlebens verweigert. Sie erhielt lediglich einen Lehrauftrag in Mainz und eine Gastprofessur in Kassel,

1994 dann eine Ehrenprofessur an der Universität Hamburg. Ansonsten lehrte sie Systematische Theologie in den USA.

In ihren letzten Lebensjahren widmet sich Sölle verstärkt dem Thema Mystik: „Die Religion des dritten Jahrtausends wird mystisch sein oder absterben“, heißt es in einem ihrer Bücher. Am 27. April 2003 erliegt Dorothee Sölle in Göppingen im Alter von 73 Jahren völlig unerwartet den Folgen eines Herzinfarkts. Am Vortag hatte sie noch einen Vortrag gehalten.

Von Stephan Cezanne (epd)

Spirit bewegt

Schawuot beziehungsweise Pfingsten

Schawuot feiert den lebensstiftenden Geist der Zehn Gebote, Pfingsten die Geistkraft Gottes, die Mutlose bewegt. Orientierung und Inspiration: Gestalten und mutig voranschreiten!

#beziehungsweise: jüdisch und christlich – näher als du denkst

#beziehungsweise: www.juedisch-beziehungsweise-christlich.de

EKD Evangelische Kirche in Deutschland

DEUTSCHE BISCHOFSKONFERENZ

2021 JÜDISCHES LERNEN IM DEUTSCHLAND

Eine jüdische Stimme

Die Synagoge ist mit grünen Zweigen geschmückt, viele Menschen sind weiß gekleidet: Heute geht es zum Sinai! Schawuot ist das Fest der Gabe der Torah. Wie das Volk Israel nach dem Auszug aus Ägypten am Fuß des Berges Sinai stand und vernahm, dass Gott die Zehn Gebote gab, so stehen auch wir in der Synagoge und lauschen dem Vortrag der Torah. In dem wir die in Ex 19-20 berichteten Ereignisse vergegenwärtigen, verschmelzen die Zeiten und wir werden selbst Teil der Menge, der die Torah gegeben wird. Schawuot gehört wie Pessach und Sukkot zu den drei Wallfahrtsfesten, an denen es üblich war, zum Tempel in Jerusalem zu pilgern. Aber neben diesen beiden großen, sieben Tage lang gefeierten und mit reicher Symbolik beladenen Feiertagen wirkt dieses Fest auf den ersten Blick etwas farblos: Es wird an nur einem Tag gefeiert (in traditionellen

Gemeinden in der Diaspora zwei Tage) und es hat kein biblisches Narrativ, das seine Geschichte erläutert. Lediglich sein Festtagsopfer wird benannt, und auch dieses kann seit der Zerstörung des Tempels durch die Römer im Jahr 70 n. nicht mehr dargebracht werden. So hat das Fest über die Zeiten hinweg verschiedene Inhalte aufgenommen, die sich in seinen vier Namen widerspiegeln:

Wochenfest bzw. Schlussfest

In der deutschen Übersetzung von Schawuot als „*Wochenfest*“ erkennt man eine Besonderheit dieses Feiertags: In der Torah wird nicht dessen genauer Termin benannt, sondern lediglich bestimmt, dass er fünfzig Tage nach dem Pessachfest begangen werden solle. Diese sieben Wochen nach Beginn von Pessach werden Omer-Zeit genannt. Über die tägliche Zählung dieser neunundvierzig Omer-Tage nähert man sich Schritt für Schritt Schawuot, das dann auf den fünfzigsten Tag fällt. Heute wissen wir zwar, dass das Wochenfest immer auf den 6./7. Siwan des jüdischen Kalenders fällt, aber dennoch wird die Omer-Zählung als allmähliche Vorbereitung auf den erneuerten Akt der Offenbarung beibehalten. Der Name „*Schlussfest*“ verweist auf den Abschluss der Periode der Omer-Zählung, die mit Pessach begann. Schawuot ist nun das andere Ende der Klammer, die diese Zeit umschließt.

Fest der Erstlinge

Alle drei Wallfahrtsfeste haben entsprechend ihrer Lage im Jahr auch eine landwirtschaftliche Bedeutung als Erntefest. Zu Tempelzeiten pflegte man, nach Jerusalem zu pilgern, um dort neben dem speziellen Festtagsopfer auch die Erstlingsfrüchte der Ernte darzubringen. Zu Schawuot wurde besonders der Beginn der Weizenernte gefeiert und Weizenbrote dargebracht. Daneben galt es als Auftakt der Reife der Sommerfrüchte und erhielt daher den Namen „*Fest der Erstlinge*“.

Fest der Gabe der Torah

Mit der Zeit wurde aber die Erinnerung an die Gabe der Torah am Sinai zum zentralen Inhalt des Wochenfestes. Die Torah beschreibt zwar eindrücklich diese Situation, in der die Zehn Gebote geoffenbart wurden (Ex 19-20). Es war eine Situation der direkten Begegnung zwischen Gott und dem Volk Israel, der Beginn des Bundes, der ein besonderes Verhältnis begründet und beide Seiten zu Loyalität und Treue verpflichtet. Häufig wird dieser Bundesschluss deshalb auch als eine Trauzeremonie allegorisiert, für die die Torah den Ehevertrag (Ketubbah) darstellt. Eine andere Lesart deutet die Torah als die Braut von Israel, mit der sich das Volk am Sinai vermählte.

Die heute üblichen Festtagsbräuche vereinen alle diese Aspekte von Schawuot. Die Synagogen werden mit grünen Zweigen geschmückt, denn einer Legende zufolge habe sich der Berg Sinai begrünt, als die Torah gegeben wurde. Im Gottesdienst werden die Zehn Gebote vorgetragen und die dafür erhebt sich die Gemeinde, denn auch Israel stand zu Füßen des Berges. In aschkenasischen Synagogen ist es Brauch, zu Beginn der Lesung Akdamut Milin, ein langes Gedicht in aramäischer Sprache zu singen, das vermutlich im 11. Jahrhundert verfasst wurde. Es besingt Gott als den Schöpfer, der die Welt regiert und Israel mit der Torah begnadete. In der sefardischen Tradition ist es üblich, ein Poem des Dichters Israel Najara (1555-1628) zu singen. Es heißt „*Mein Geliebter stieg in seinen Garten hinab*“ und greift die Bilder des Hohelieds auf, das als Metapher für die Liebe zwischen Gott und Israel gelesen wird. Dieses Gedicht wird auch „*Schawuot-Ketubbah*“ genannt, weil es vom Hochzeitsvertrag zwischen Gott und Israel handelt, in dem die beiden Liebenden ihre Hingabe und ihre Verpflichtungen zueinander zum Ausdruck bringen. Dieser Vertrag ist die Torah, und so wird eigentlich jedes Jahr zu Schawuot dieser Hochzeitstag gefeiert.

Wie könnte man die Torah besser ehren, als indem man sie studiert? Auf die jüdische Mystik geht die Praxis des Tikkun Lejl Schawuot zurück, nämlich die ganze Nacht aufzubleiben und die Torah selbst, andere heilige Schriften oder Kommentare zu studieren. Idealerweise hält man das bis zum Sonnenaufgang durch, hält dann den Morgengottesdienst – und ruht sich danach aus.

Dem Wochenfest ist als besondere Festtagslesung (Megillah) das biblische Buch Ruth zugeordnet. Ein äußerlicher Grund dafür ist die jahrzeitliche Entsprechung, denn diese Geschichte spielt zur Zeit der Weizenernte.

Wichtiger aber sind der Charakter und das Handeln der Hauptperson. Die Moabiterin Ruth hängt sich in selbstloser Liebe ihrer Schwiegermutter und dem Volk Israel, ohne aus dieser Verbindung Vorteile ziehen zu wollen.

„*Wo du hingehst, will auch ich hingehen, wo du schläfst, will ich schlafen, dein Volk ist mein Volk und dein Gott ist mein Gott*“ (Ru 1, 16). Damit wird sie zur idealen Konvertitin, die sich Israel allein um der Torah willen anschließen. Ruth wird später zur Urgroßmutter von König David, an dessen Nachkommen sich wiederum messianische Hoffnungen knüpfen. Diese biblische Erzählung verdeutlicht, welche zentrale Rolle Außenseiter und gering geachtete Menschen (in diesem Fall eine Frau und Ausländerin) in der Erlösungsgeschichte einnehmen.

Schawuot ist berühmt für seine kulinarische Tradition der Milchspeisen. Käsekuchen, mit Quark gefüllte Crepes, Eiscreme, Pizza und andere

herzhafte Gerichte aus Milchprodukten, je nach familiären und regionalen Traditionen, kennzeichnen die Feiertagsküche. Der Ursprung dieses Brauchs ist unklar, die Torah selbst sagt dazu nichts, aber eine häufige Erklärung bezieht das auf den Zahlwert des hebräischen Worts für „Milch“, nämlich 40, was der Anzahl der Tage entspricht, die Moses auf dem Berg Sinai verbrachte, um die Torah geoffenbart zu bekommen. In der meist säkular geprägten Kibbuzbewegung stand vor allem der landwirtschaftliche Charakter des „Festes der Erstlinge“ im Mittelpunkt der Feierlichkeiten. Die Menschen kleideten sich weiß, flochten sich Blumen ins Haar und stellten in Festumzügen in Stadt und Dorf die Ernte des letzten Jahres aus: Getreidegarben und Früchte aus Feld und Garten, auch Nachwuchs von Tier und Mensch. In den letzten Jahrzehnten sind diese Ernteparaden aus der Mode geraten, aber vor allem in Israel ist die



Verbindung von Schawuot mit den Geschenken der Natur weiterhin stark präsent und findet seinen Ausdruck im Nachdenken über die Fragen von Ökologie und menschlicher Verantwortung für die Schöpfung.

– Rabbinerin Dr.in Ulrike Offenberg

Eine christliche Stimme

Die Hauptfeste Israels sind ursprünglich im natürlichen Jahreszyklus des Landes verankert und markieren mit dem Dank für die Gaben der Erde die unterschiedlichen Jahreszeiten (vgl. Dtn 26,1-11). Schawuot, das sieben Wochen nach Pessach begangen wird und ein Wallfahrtsfest ist (Dtn 16,9-12), feiert den Abschluss des gesamten Kornschnitts. Da die unterschiedlichen Getreidesorten früher oder später reifen, zieht sich dieser in Eretz Israel vom Frühling (Pessach) bis zum Frühsommer (Schawuot).

Das Christentum hat diese Kalendereinteilung, die vom ersten Frühlingsmond bestimmt wird, in seiner Feststruktur übernommen, wengleich die Zeiten der landwirtschaftlichen Ernte in der missionarisch sich in anderen Weltgegenden ausbreitenden jungen Religion nicht mehr konformgingen und damit vernachlässigt wurden. In mitteleuropäischen Regionen wird mit dem späten Abschluss der Ernte im Oktober ein Erntedankfest gefeiert. Die Hauptfeste werden damit nicht in Verbindung gebracht, sie sind ausschließlich christologisch geprägt.

Aber auch alle Hauptfeste des Judentums wurden im Lauf der Geschichte mit heilsgeschichtlichen Ereignissen aus der Bibel hinterlegt, sodass die landwirtschaftlichen Feste eine zusätzliche theologische Tiefendimension

bekamen. An Schawuot wird der Gabe der Tora am Gottesberg gedacht. Die Festrolle zu diesem Fest ist das Buch Rut, das von Anfang bis zum Ende der Getreideernte in Betlehem spielt (Rut 1,22; 2,23). Dieses Buch erzählt eindrücklich vom Schicksal zweier verarmter verwitweter Frauen, die sich nur durch Nachlese bei der Getreideernte am Leben halten können und die schließlich die Judagenealogie bis David fortführen (vgl. Rut 4,11-17.18-22). Auch wenn das Buch von vielen als „Idylle“ empfunden wurde, stellt die Rutgeschichte eine literarisch höchst kunstvoll aufgebaute Erzählung dar, die gezielt Schriftauslegung zugunsten von Frauen betreibt. So vertritt sie etwa mit einem ihrer Leitmotive, der sogenannten Schwagerehe, die Anschauung, dass nicht (wie Dtn 25,5-10 es vertritt) die toten Männer die Begünstigten dieser verwandtschaftlichen Solidaritätspflicht sein sollten, sondern die lebenden Frauen, und stellt Rut in 2,11 mit Abraham (Gen 12,1-4) und Rebekka (Gen 24,58-61 in eine Reihe, die beide bereit waren, Vater und Mutter sowie ihr Herkunftsland zu verlassen, um in ein Land zu gehen, das sie zuvor nicht kannten (viele weitere Beispiele siehe: I. Fischer, Rut, HThK, Freiburg 2005). Wenn ausgerechnet ein biblisches Buch, das gezielt die Tora aktualisiert, um die *häsäd*, die Zuwendung Gottes zu den Menschen deutlich werden zu lassen, als Festrolle zur Gabe der Tora gewählt wurde, zeugt dies von höchster Sensibilität dafür, dass Gottes Wort in jeder Generation neu gelebt und kreativ angewendet werden muss.

Da die göttliche Weisung in ihrem Wortlaut als kanonischer Text nicht verändert werden darf, die ethischen und kultischen Gebote und Verbote jedoch der Adaption in neue Zeiten bedürfen, braucht es zur rechten Auslegung der Mose-Tora göttliche Inspiration, die durch die Gabe des Geistes gewährleistet wird. Die Geistbegabung schafft unmittelbaren Zugang zu Gott und seiner Offenbarung und bewirkt, dass alle im Gottesvolk die gesamte Tora begreifen und befolgen können:

„Ich gebe euch ein neues Herz und einen neuen Geist gebe ich in euer Inneres. Ich beseitige das Herz von Stein aus eurem Fleisch und gebe euch ein Herz von Fleisch. Ich gebe meinen Geist in euer Inneres und bewirke, dass ihr meinen Gesetzen folgt und auf meine Rechtsentscheide achtet und sie erfüllt“ (vgl. Ez 36,26f.).

Der Geist und das Gesetz widersprechen einander also keinesfalls – wie in christlichen Polemiken gegen das Judentum oft behauptet. Im Gegenteil, der Geist macht das Gesetz lebbar, er leitet zum Gestalten und zur kreativen Aktualisierung an.

Der Schlüsseltext des christlichen Festes Pfingsten entstammt ebenfalls aus einer Prophetenschrift: Joël 3 ist der einzige Text der Hebräischen Bibel, der fast vollständig und nahezu unverändert im Neuen Testament, in Apostelgeschichte 2,17-21, zitiert wird. Es ist eine endzeitliche Vision, die die Gabe des Geistes für „alles Fleisch“, also alle Lebendigen verheißt, die aber nur in Israel die Fähigkeit zur Prophetie bewirkt: „Eure Söhne und eure Töchter werden prophetisch reden, eure Alten werden Träume haben und eure Jungen haben Visionen.“ Israel wird in diesem prophetischen Text zum Propheten für die Völker, die aufgrund der Geistbegabung fähig sind, das Gotteswort zu hören und zu verstehen. Wenn die Predigt des Petrus zu Schawuot diesen Text auf die soeben erfolgte Geistsendung über die Jerusalemer Urgemeinde am Pfingsttag appliziert und damit das Wort von Jesus als Christus verkündet, dann rezipiert und aktualisiert er einen biblischen Text. Dies ist in der Hebräischen Bibel ein ganz normaler Vorgang und muss keinesfalls mit einer Enteignungstheologie verbunden sein. Man denke hier an das bekannteste Beispiel, an den Auszug aus Ägypten, der von Deuterocesaja aktualisiert wird und dem ein weiterer, neuer Exodus aus dem Exil als neue Heilstat Gottes hinzugefügt wird. Seitdem wird der Exodus aus vielen und vielfältigen Notsituationen des Volkes immer wieder erwartet, der biblische Text ins jeweilige Hier und Heute geholt.

Wenn mit dem Pfingsttag und seiner Geistsendung die Botschaft der christlichen Gemeinschaft für Menschen aus allen Nationen und Sprachen verständlich wird, wird auch die universalistische Konzeption des Joël-Textes rezipiert: Die geistbegabten Christusgläubigen werden prophetisch begabt, sodass alle Menschen sie verstehen, wenn sie von neuen Großtaten Gottes reden (vgl. Apg 2,11).

Pfingsten hat also eine sehr enge Beziehung zu Schawuot und wenn dialogbereite Menschen aus beiden Religionen diese Feste feiern, so schließen sie einander nicht aus, sondern bereichern einander: Das Christentum, weil sein Messias und sein Reichum insgesamt aus der Tradition des Judentums kommen, das Judentum, weil es mit Freude sehen kann, dass sein Gott vielfältige Heilstaten an den Völkern wirkt. Wenn es nicht um Enteignungstheologie geht, die dem Judentum seine eigenen Texte wegzunehmen trachtet und nur mehr ein christliches Verständnis gelten lässt, wird die jüdische Heilige Schrift durch die christliche Rezeption nicht geschmälert, sondern sogar noch bedeutsamer. So bekennt etwa Ps 22,4-6 die Heiligkeit Gottes, der über dem Lobpreis Israels thront.

Mit jedem Bekenntnis einer Großtat wird er noch majestätischer und größer: „Dir haben unsere Ahnen vertraut, sie haben vertraut und du hast sie gerettet. Zu dir riefen sie und wurden befreit, dir vertrauten sie und wurden nicht zuschanden“, ruft die betende Person Gott zu und will ihn damit zur Rettung auch aus ihrer individuellen Notlage bitten.

Christlich in Bezug auf Jüdisch kann sehr bereichernd sein, wenn es jenseits antijüdischer Exegese und Theologie – aber nicht im Vergessen derselben! – konzipiert und gelebt wird. Ob Jüdisch in Bezug auf Christlich auch einen Mehrwert darstellt, können christliche Menschen weder fordern noch bestimmen. Insbesondere mit unserer Geschichte in deutschsprachigen Ländern können wir uns das nur schenken lassen.



Prof.in Dr.in Irtraud Fischer

Universitätsprofessorin am Institut für Alttestamentliche
Bibelwissenschaft, Karl-Franzens-Universität Graz

Der Rundbrief erscheint vierteljährlich im Auftrag des Vorstandes der Gesellschaft für chr.-
jüd. Zusammenarbeit Nds.- Ost e.V.

Verantwortlich für den Inhalt: Siegfried Graumann,
Auf dem Brink 9, 38112 Braunschweig - Tel.: 0531 322264

Bankverbindung:

Braunschweigische Landessparkasse BIC: NOLADE2HXXX (BLZ 250 500 00)

Kontonummer IBAN: DE78 2505 0000 0007 0308 02 (7030802)

Die Gesellschaft für chr.-jüd. Zusammenarbeit Nds.- Ost e.V. ist gemäß dem Freistellungsbescheid des Finanzamtes BS-Wilhelmstraße vom 21.03.2014 als Körperschaft berechtigt, „entsprechende Zuwendungsbestätigungen für steuerliche Zwecke auszustellen“.

Für Geldzuwendungen bis 100.- Euro gilt der Überweisungsträger als Beleg.

eMail: info@gcjz-niedersachsen-ost.de Internet: www.gcjz-niedersachsen-ost.de

Zuschriften, Anregungen und Beiträge sind erwünscht.

Redaktionsschluss für den nächsten Rundbrief ist der

August 2023

"Seit ich das Grab meiner Mutter kenne, hat sich meine Wut in Trauer verwandelt"

Als Gábor Lengyel drei Jahre alt war, wurde seine Mutter von den Nazis deportiert. Er selbst überlebte. Doch erst mit 80 Jahren erfuhr der Rabbiner, wo sie begraben liegt.

Von Christian Pfeiffer

Es ist der Abend des 27. Januar, des Gedenktages für die Opfer des Judenmordes, als mein Handy klingelt. Es zeigt den Anruf unseres Freundes Gábor Lengyel an, Rabbiner der liberalen jüdischen Gemeinde in Hannover. Als ich ihn begrüßen will, höre ich nur ein heftiges Weinen. Es dauert lange, bis Gábor sich beruhigt hat und sprechen kann.

Dann erzählt er mir von einem überraschenden Brief, den er ausgerechnet heute erhalten habe. Darin stehe, wo seine Mutter begraben liegt. Sie hieß Janka, und auf den alten Fotos sieht man, dass sie eine sehr schöne Frau war. Ihr Sohn Gábor war drei Jahre alt, als sie aus der ungarischen Hauptstadt Budapest deportiert wurde, und vier Jahre alt, als sie auf einem Todestransport in das deutsche Konzentrationslager Dachau für immer verloren ging.



Gábor Lengyel weiß heute, dass das Sterben seiner Mutter im eiskalten März 1945 schrecklich gewesen sein muss, im Viehwaggon, 16 Tage unterwegs auf einer Strecke, die in acht Stunden zu bewältigen wäre. Bislang glaubte er, dass ihr

Leichnam aus dem Zug geworfen wurde. Erst mit 80 Jahren erfährt er, dass es ein Grab gibt, an dem er um die Ermordete trauern kann.

Für den Rabbiner ist das eine gewaltige Botschaft. Er entstammt einer orthodoxen Familie, und gemäß der Tradition gibt es im Judentum eine klare Regel für Verstorbene. Sie sollen innerhalb von 24 Stunden beerdigt werden, damit sie in einem Grab zur Ruhe kommen. Doch als Gábors Mutter im Oktober 1944 wie Tausende ungarische Juden in ein Konzentrationslager deportiert wurde, schien ihr Tod besiegelt und jede Hoffnung auf eine würdige Bestattung verloren.

Wo genau ihr Grab sich befindet, das liest Gábor Lengyel am 27. Januar 2021 im Brief eines ihm unbekanntem Heimatforschers. Erschüttert ruft er mich, seinen Freund, an. Ich bin drei Jahre jünger als der Rabbiner, geboren in Deutschland in jenem Jahr 1944, als Gábors Mutter von Deutschen verschleppt wurde. Ich bin evangelisch, nicht jüdisch – wir beide leben in

Hannover und haben uns vor über zehn Jahren beim Gedenken an die Schoah kennengelernt.

Das Weinen des Rabbiners und was er mir an jenem Abend am Telefon erzählt, bewegt mich so, dass auch ich weinen muss. Später erlaubt mir Gábor, der von Beruf eigentlich Ingenieur ist und ungern viele Worte über sich macht, seine Geschichte aufzuschreiben. Sie handelt vom Schmerz der Ungewissheit und vom Trost der Gewissheit.

Doch was steht nun im Brief? Darin berichtet ein pensionierter Lehrer namens Alfred Hausmann, er habe lange nachgeforscht über das Leben und Sterben von fünf jüdischen Frauen, deren Leichen am 3. März 1945 auf dem Bahnhof von Hochzoll in Augsburg ankamen. Er sei sich, schreibt Hausmann an Gábor Lengyel, sicher: "Eine ist Ihre Mutter Janka Lengyel." Ein Dokument beweise, "dass die fünf Toten am 19. März 1945 auf dem Westfriedhof in Augsburg bestattet wurden".

Der Brief aus Augsburg ändert alles. "Immer lebte ich mit dem Bild, dass meine Mutter mit vielen anderen Toten aus dem Zug geworfen wurde. Doch jetzt weiß ich, wo sie ruht, und das gibt auch mir Ruhe", sagt Gábor Lengyel, als wir uns einige Tage nach dem Telefonat treffen. "Ich fühle mich als Überlebender fast privilegiert, weil ich sagen darf: Meine Mutter ist dann und da gestorben. Ich werde ihr Grab besuchen. Ich werde dort beten."

Doch erst einmal habe ich Fragen an Gábor. Wie kam es, dass aus dem ungarischen Jungen ein Rabbiner in Hannover wurde? Wie erfuhr Alfred Hausmann, dass er der Sohn von Janka war? Wer waren ihre Leidensgenossinnen?

"Ihr müsst in die Freiheit. Jetzt!"



Das Schicksal der Familie Lengyel: Nicht nur die Mutter Janka, auch der Vater Marton, der ein hohes Amt im Verband der jüdischen Gemeinden Ungarns bekleidet, wird im Herbst 1944 deportiert. Janka ist 37 Jahre alt, Marton 48. Der kleine Gábor und sein älterer Bruder Georg überleben in einem Versteck in

Budapest. Eine Tante nimmt beide in Obhut, und da bleiben sie auch nach der Heimkehr des Vaters.

Marton ist tief religiös, freitags nimmt er die Söhne mit zum Gottesdienst, samstags spazieren sie zur "Tabak"-Synagoge, der größten Synagoge Europas. Gábors starker Glaube hat hier seinen Ausgangspunkt. Noch heute erinnert er sich, wie eindrucksvoll die Predigten gewesen seien.

Woran er keine Erinnerung hat, das ist seine Mutter. Gábor sagt, sein ältester Sohn Ronen könne es kaum glauben, aber es sei wahr: Mit dem Vater Marton habe er wirklich nie über die Schoah gesprochen. "Auch bei den Überlebenden gab es eine schweigende Generation. Und dann gab es noch die versteckten Kinder, die keine Fragen stellten – so wie ich."

Als Gábors Vater Marton 1956 stirbt, steht der Ungarnaufstand kurz bevor. Die Tante bezahlt einen Bauern als Fluchthelfer, damit er ihre zwei Neffen über die Grenze nach Österreich bringt.



Gábor erinnert sich an ihre Abschiedsworte: "Ihr müsst in die Freiheit. Jetzt!" Nach der Flucht trennen sich die Wege der Brüder. Der ältere will nach Paris, Gábor nach Wien. Ein Polizist schenkt ihm das Busticket, und auch in Wien hat er Glück: Die Frau des Oberrabbiners spricht Ungarisch und hilft ihm erst mit Kleidung, Essen, Unterkunft, schließlich mit einem Bahnticket nach Genua. Für die Weiterreise per Schiff nach Haifa kommt die israelische Einwanderungsbehörde auf.

So erreicht der 15-Jährige das Jugenddorf Ben Schemen in Israel und erobert sich eine neue Heimat: Dank guter Schulnoten darf er schon im Jahr darauf in Jerusalem eine Fachoberschule besuchen. Sein Lehrer Fritz Mosche Kath, der aus Berlin stammt, lässt ihn deutsche Komponisten hören und erzählt, dass er selbst von deutschen Katholiken gerettet wurde. Es sind erste positive Botschaften über das Land der Täter.

An der Schule begeistert Gábor sich für Naturwissenschaften, er will Ingenieur werden. Seinen dreijährigen Militärdienst darf er deshalb als Techniker absolvieren. Danach bewirbt er sich um ein Stipendium und erhält im Sommer 1965 ausgerechnet eine Zusage für Braunschweig. Soll

er annehmen? Sein Lehrer Mosche Kath rät ihm zu. Und Gábor überwindet seine Abwehr.

Von nun an lebt der Ungar in Deutschland, doch seine "seelische Heimat" bleibt Israel. 1972 beginnt er als Ingenieur bei einem Industrieunternehmen in Braunschweig. Er heiratet, hat bald Kinder, baut eine jüdische Gemeinde auf, wird 1978 ihr Vorsitzender und kämpft für die Renovierung der Synagoge. In den Neunzigern zieht er nach Hannover, engagiert sich für das liberale Judentum. Als er pensioniert wird, wagt er wieder einen Neubeginn. Er geht ins Rabbinerseminar nach Budapest, promoviert, wird Rabbiner seiner liberalen Gemeinde in Hannover. Es scheint, als habe der Überlebende alles erreicht.

Doch der Brief aus Augsburg macht ihm klar, dass noch etwas Entscheidendes fehlte. "Erst seit ich das Grab meiner Mutter kenne, hat sich meine Wut in Trauer verwandelt", gesteht er mir. Und so hält er im November 2021 eine Trauerrede auf Janka Lengyel. Fast hundert Menschen kommen, Gábors Familie ist dabei, und auch ich erlebe mit, wie der Rabbiner um Worte ringt. Fest jedoch bleibt seine Stimme, als er dem Absender des Briefes über seine Mutter dankt. Alfred Hausmann sei ein "Gerechter unter den Völkern", *Chassidei Umot Ha'Olam*, ein Nichtjude, der dem jüdischen Volk in der Not beisteht.

Fragt man den so Geehrten nach seiner Motivation, sagt Alfred Hausmann schlicht: "Die Nationalsozialisten wollten ihre Opfer auslöschen und aus der Erinnerung verbannen. Diesen Menschen möchten wir ihre Namen, ihre Gesichter, ihre Geschichte wiedergeben." Auf Janka Lengyel hatte ihn ein Historiker gebracht, der über KZ-Opfer in Schwaben forschte. Hausmann durchsuchte im Stadtarchiv Augsburg die Todesfallanzeigen des Standesamtes und erfuhr, dass am 3. März 1945 drei Frauen aus Budapest (Olga Klein, Lili Strauss und Janka Lengyel) sowie zwei Frauen aus Nitra in der Slowakei (Vera Schwarz und Hella Braun) als Verstorbene registriert worden waren. Ferner war die genaue Grabstelle bezeichnet, wo man die Frauen zwei Wochen später beerdigt hatte. Hausmann las, dass man die Toten aus dem Zug Nr. NGZg 9282 ausgeladen hatte. Doch woher kam dieser Zug?

Anfangs hat der Heimatforscher nur die Namen der Frauen. Er sucht sie im Bundesarchiv und in der amerikanischen "List of Holocaust Victims and Survivors" – ohne Erfolg. In Yad Vashem in Israel dagegen stößt er auf eine erste Spur. Er findet Lili Strauss, die im März 1945 in einem Zug vom KZ Ravensbrück nach Burgau umkam. Das passt, denn Augsburg-Hochzoll liegt auf dieser Strecke. Über Lili Strauss erfährt er außerdem, dass sie 1906 in Budapest geboren wurde, dort Yoga und Ausdruckstanz

unterrichtete. Und über ihren Transport gibt es ein Buch: *Zug ins Verderben – von Ravensbrück nach Burgau* stammt von der Überlebenden Eva Langley-Danos. Sie war eine enge Freundin von Lili Strauss und hatte mit ihr und zwei weiteren Freundinnen aus Budapest mehrere Monate im KZ Ravensbrück überstanden. Die vier wurden im Februar 1945 zusammen mit 500 anderen Frauen in Viehwaggons gepfercht und in endloser Fahrt über 700 Kilometer weit transportiert. Am Ziel sollten sie Messerschmitt-Düsenflugzeuge vom Typ ME 262 zusammenbauen.

Eva, die Autorin, schildert die Qualen der Reise: tagelanges Halten auf Bahnhöfen; Kälte, Hunger und Durst; Schmutz, Krankheiten und Misshandlungen. "Die Toten werden nicht aus dem Wagen geholt, obwohl es immer mehr werden. Über dem geschlossenen Wagen liegt der Todesgeruch. Mit Mühe schleppe ich mich zum Kübel, an dem ich mich festklammere, damit ich nicht auf die Leichen falle. Tiefe Verzweiflung brennt in meinem Innern. Ich bin allein gelassen." Nie mehr werde sie ihre Freundinnen wiedersehen. Nie mehr die beste, reinste Seele Lili.

Alfred Hausmann hat also Lili identifiziert. Nun will er Klarheit über die anderen vier toten Frauen von Augsburg gewinnen. Doch nur zu Janka Lengyel, geborene Stern, findet er in Yad Vashem einen Eintrag. Auf einer Karte des Gedenkens liest er ihre Daten: geboren am 23. Mai 1907; registriert am 21. November 1944 in Ravensbrück, Häftlingsnummer 85721.

Kann der Forscher noch Angehörige der Toten finden? Janka Lengyels Karteikarte war am 3. Januar 1989 von einem Gábor Lengyel, Sohn der Verstorbenen, ausgefüllt worden. Hausmann startet seine Internetrecherche – und entdeckt den nun in Hannover lebenden Überglücklich schreibt Hausmann ihm und erhält Antwort. Wegen der Pandemie können beide zunächst nur telefonieren. Doch im Sommer 2021 reisen Gábor und seine Frau Anikó nach Augsburg. Erleichtert berichtet mir der Freund: Vom ersten Augenblick haben sie sich verstanden, wechseln bald zum Du, reden und reden. Es stellt sich heraus, dass Alfred Hausmann kein Einzelgänger ist, er gehört zur Augsburger Erinnerungswerkstatt. Die Idee dazu hatten vor zehn Jahren eine Journalistin, die Leiterin des jüdischen Museums, ein evangelischer Pfarrer und eine Stadträtin der Grünen. Sie wollten in einem digitalen Gedenkbuch die Biografien verschiedener Opfer des Faschismus verewigen. Bald machten 15 Autoren mit – darunter Alfred Hausmann. Hinzu kamen 48 Schülerinnen und Schüler, die unter Anleitung eines Historikers Biografien ermordeter Juden aufleben lassen. Mittlerweile sind fast 300 Lebensläufe publiziert.

Und Gábor Lengyel? Zuerst bedankt er sich bei der Erinnerungswerkstatt. Dann lässt er auf dem Augsburger Friedhof einen Gedenkstein setzen, darauf stehen neben dem Namen seiner Mutter Janka auch Lili, Olga, Vera und Hella. Kann ein Stein ein Trost sein? Für mich ist er ein Symbol, dass sich etwas geändert hat in Deutschland. Der Rabbiner drückt es schöner aus: "Wenn ich erklären will, was Judentum ist, dann brauche ich dazu nur zwei Wörter – *sachor*, die Erinnerung, und *hatikwa*, die Hoffnung." In Gábors Geschichte kommt beides zusammen. Er erzählt sie freimütig, nur dies lehnt er ab: am 27. Januar, dem Holocaust-Gedenktag, eine Rede zu halten. "Ich bin an dem Tag gern Gast, aber nicht Redner." Wieso sollen die Überlebenden für das Gedenken verantwortlich sein? Wie wäre es mal mit einer Rede von einem Nachkommen der Täter?

Dieses Jahr fällt der 27. Januar auf einen Freitag. Der Rabbiner wird abends einfach in die Synagoge gehen, um den Schabbat zu feiern. Er ist jetzt 82 Jahre alt. Er hat vier Kinder, sechs Enkel sowie zwei Patenkinder aus Ghana und Syrien. Neuerdings lehrt er an einem Islamkolleg.



Hatikwa und *sachor*, Hoffen und Erinnern, gehören für ihn zusammen. Von Verwandten in Israel bekam er einst alte Fotos seiner Mutter geschenkt. Dass Gábor Lengyel nun Gewissheit über Jankas Verbleib hat, dafür dankt er "dem Ewigen" und den guten Menschen von Augsburg. Er sagt: "Ihre Forschung hat meine Wut, meine Unruhe über das Schicksal meiner Mutter zu einem versöhnlichen Ende gebracht."

Christian Pfeiffer ist Kriminologe und war Justizminister von Niedersachsen.

Lesen Sie auch www.gedenkbuch-augsburg.de

Aus der ZEIT Nr. 05/2023

Anmerkung der Redaktion: Rabbiner Dr. Gabor Lengyel war Gründungsmitglied unserer Gesellschaft und viele Jahre im Vorstand tätig

Die Bilder in der Reihenfolge:

Die Mutter Janka Lengyel, geborene Stern, kam am 23. Mai 1907 in Verbó nahe Bratislava zur Welt. Im März 1945 starb die Jüdin auf dem Todestransport aus dem KZ Ravensbrück. Das Foto zeigt sie wohl in den 1940er-Jahren. Ihr Ehemann Marton, geboren am 30. Dezember 1895 in Budapest, überlebte die Schoah. © Henning Kretschmer für DIE ZEIT

Die Brüder Lengyel nach dem Krieg. Georg, geboren am 30. August 1937, und Gábor, geboren am 13. Januar 1941 © Henning Kretschmer für DIE ZEIT

Die Eltern Janka und Marton Lengyel am Tag ihrer Hochzeit. Datum und Ort sind vergessen. © Henning Kretschmer für DIE ZEIT

Rabbiner Dr. Gabor Lengyel © privat

Gesprächskreis

☞☞ **Gemeindehaus St. Katharinen**
An der Katharinenkirche 4
38100 Braunschweig

Die Treffen sind jeweils um 16.00 Uhr.
Gäste sind, wie immer, herzlich willkommen.
Der Eintritt ist frei.

Dienstag, 20. Juni 2023



Israel Jacobson In Bildkarte- Jüdisches Leben in der Region Braunschweig

Menschen jüdischen Glaubens prägten diese Region. Hier liegen wichtige Wurzeln der jüdischen Reformbewegung. Die Ideen von Israel Jacobson, fanden von hier ihren Weg in die Welt

Die Israel Jacobson Bildkarte lädt Besucher und Bewohner der Region Braunschweig ein diese einmaligen Schätze jüdischer Kultur zu betrachten. Sie ist zugleich ein lebendiges Zeugnis für!Respekt, Achtsamkeit und Toleranz in, einer gelebtem Demokratie und ein klares Signal junger Menschen gegen Antisemitismus.

Dr. Christian Werner stellt uns dieses Projekt von Schülern und Schülerinnen der Neuen Schule Wolfsburg vor

Im Juli findet kein Gesprächskreis statt



Dienstag, 16. August 2023

Vortrag Prof. Michael Wettern
"Deportation Braunschweiger Juden während der NS-Zeit".

Dienstag, 19. September 2023

Autorinnenlesung mit Andrea von Treuenfeld



„Lebensbilder jüdischer Gegenwart“

Die meisten Nichtjuden in Deutschland sind noch nie - oder zumindest nicht bewusst - einem jüdischen Menschen begegnet sind. Dementsprechend halten sich in der nichtjüdischen Mehrheitsgesellschaft oftmals uralte Klischees oder bestimmen undifferenzierte Neuzuschreibungen das Bild. Wie aber sieht das jüdische Leben im heutigen Deutschland wirklich aus? Wie fühlen sich Jüdinnen und Juden in diesem Land? Und was bedeutet eigentlich jüdisch, wenn man sie selbst danach fragt?

In Gesprächen mit der Autorin haben Noam Brusilovsky, Sveta Kundish, Garry Fischmann, Lena Gorelik, Dr. Sergey Lagodinsky, Shelly Kupferberg, Daniel Grossmann, Anna Staroselski, Daniel Kahn, Helene Shani Braun, Prof. Michael Barenboim, Deborah Hartmann, Jonathan Kalmanovich (Ben Salomo), Anna Nero, Philipp Peyman Engel, Nelly Kranz, Dr. Roman Salyutov, Sharon Ryba-Kahn, Leon Kahane, Gila Baumöhl, Zsolt Balla, Dr. Anastassia Pletoukhina, Leonard Kaminski, Renée Röske, Monty Ott und Sharon Suliman (Sharon) Einblicke in ihre Biografie gewährt.

Ein überraschendes und informatives Buch, das die Vielfalt jüdischer Identitäten und jüdischen Lebens in Deutschland sichtbar macht und die Stimmen einer multikulturell geprägten Generation zu Gehör bringt, die - eine ganz neue Selbstverständlichkeit verkörpernd - in ihrer Diversität gesehen werden will.

Dienstag, 17. Oktober 2023

Filmnachmittag, geplant

„Herbe Mischung“

Fernsehfilm Deutschland/Israel 2015

Zahra und Benni sind seit einem Jahr ein glückliches Paar. Gerade haben sie in München eine gemeinsame Wohnung bezogen.

Während Benni seinen Doktor in Botanik macht, hat Zahra einen kleinen



Teeladen. Alles ist möglich, alles ist gut. Doch als Bennis Opa stirbt, wird das junge Glück auf eine harte Probe gestellt. Denn Benni ist Jude, seine Familie lebt in Tel Aviv, Zahra ist Halb-Araberin – zumindest der Herkunft nach.

Denn eigentlich hat sie sich damit nie wirklich auseinandergesetzt. Warum auch? Sie ist in München geboren und durch und durch deutsch, im Geburtsort ihres Vaters war sie gerade zweimal und das ist Jahrzehnte her. Jetzt muss sie sich wohl oder übel damit befassen. Denn als sie mit Benni zur Beerdigung des Opas nach Tel Aviv reist, steht plötzlich im Mittelpunkt, was in München keine Rolle spielte. Bei der Beerdigung bekreuzigt sich Zahra am Grab, woraufhin Bennis Familie, die durch ein Missverständnis annahm, Zahra sei Jüdin, schockiert ist. Und es wird nur allzu deutlich: Bennis Vater Ephraim, ein General a.D., ist in den Jahren seiner Pension regelrecht zum Araberhasser mutiert und hat sein Haus in ein Fort Knox verwandelt. Erschwerend kommt hinzu, dass ein Araber den Großvater quasi auf dem Gewissen hat, denn der Opa bekam den tödlichen Herzinfarkt nach der Detonation einer Rakete nahe seines Hauses. Wohl kaum der richtige Zeitpunkt, entscheiden Zahra und Benni, jetzt mit Zahras pikantem Halbblut herauszurücken, zumal die beiden nur zwei Tage bleiben wollen und Bennis Familie Zahra dann doch schnell ins Herz geschlossen hat.

Bis auf eine: Tante Edna, eine alte Jungfer, die nicht tolerieren kann, dass eine "Schickse" sich ihr geliebtes "Bubbele" geangelt hat. Sie ist es auch, die belauscht, dass Zahra mit Nachnamen Abdullah heißt. Nur leider kann sie das nicht mehr beweisen, denn Bennis Oma hat Zahras Pass verschwinden lassen. So müssen Zahra und Benni gezwungenermaßen übers Wochenende bleiben, an dem Edna nichts unversucht lässt, Zahra zu überführen. Vater Ephraim versucht ungelenkt, sich seinem Sohn anzunähern, der vor drei Jahren nach einem Streit mit ihm die Familie und Israel verließ. Zwischen Zahra und Benni beginnt es zu kriseln, denn Zahra erkennt langsam ihren Freund nicht mehr wieder. Die Situation eskaliert ...

unser Kreuz hat keine Haken

www.ikdr-hannover.de

Die 10 Thesen gegen Rechtsextremismus wurden zum Reformationstag 2007 vom Ev.-luth. Kirchenkreis Lüneburg entwickelt und in den Gemeinden verteilt. Die IKDR dankt der Autorinnen und Autoren für die Erlaubnis des Nachdrucks.

Wenn Sie noch weitere Plakate und Postkarten haben wollen, können Sie diese gerne bei der IKDR bestellen. Senden Sie eine E-Mail an:

ikdr@kirchliche-dienste.de

oder per Fax an: 0511 1241-941, Beireff IKDR.

EVANGELISCH-LUTHERISCHE
LANDSKIRCHE HANNOVER

10 Thesen von Christen gegen RECHTSEXTREMISMUS

- I. In den Augen Gottes ist jeder Mensch kostbar.
Als Christen achten wir die Würde jedes Einzelnen.
Im Rechtsextremismus erkennen wir eine verwerfliche menschliche Züge.
- II. Jesus von Nazareth hat ein fröhlichstes Leben vorgelebt.
Als Christen setzen wir uns für den Frieden ein.
Im Rechtsextremismus erleben wir immer wieder Gewalt und Hass.
III. Jesus Christus sagt: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben.“
(Johannesevangelium 14,6). Als Christen finden wir in ihm Orientierung.
Im Rechtsextremismus werden Menschen durch falsche Äußerungen verletzt.
- IV. Jesus Christus sendet seine Anhänger in die ganze Welt
(Matthäusevangelium 28,18-20).
Als Christen leben wir alle Menschen zur Gemeinschaft ein.
Rechtsextremismus gegen Familien aus.
- V. Gott schenkt das Leben. Als Christen gestalten wir Leben in Verantwortung.
Im Rechtsextremismus sehen wir eine Kraft, die das Leben an der Eingangsleiter.
- VI. Die Schöpfung Gottes ist reich und bunt.
Als Christen erkennen wir uns an dieser Vielfalt. Rechtsextremismus lässt keinen
Menschen, Völkern und Kulturen und schneidet vor Abwertung nicht zurück.
- VII. Jesus lebte und lehrte Nächstenliebe.
Als Christen erkennen wir gerade in den Schwachen unsere Nächsten.
Rechtsextremismus versteht die Schwachen.
- VIII. Jesus von Nazareth war Jude.
Jüdische Menschen sind für uns Schwestern und Brüder im Glauben.
Rechtsextremismus steht für Antisemitismus.
- IX. Jesus hat Vergebung gelehrt.
Als Christen wissen wir um die Unvollkommenheit menschlichen Lebens.
Im Rechtsextremismus sehen wir eine Ideologie des anderen Menschenmenschen.
- X. Gott ist der eine Herr (2. Buch Mose 20,2).
Das bewahrt uns Christen vor jeglicher Herrschaftsideologie.
Rechtsextremismus kommt ohne Rechtfertigung nicht aus.

BEITRITTSERKLÄRUNG

zur

Gesellschaft für christl.-jüd. Zusammenarbeit Niedersachsen - Ost e.V.

Auf dem Brink 9, 38112 Braunschweig

Hiermit trete ich der

Gesellschaft für chr.-jüd. Zusammenarbeit Nds.-Ost e.V.
als persönliches / als förderndes Mitglied bei.

Ich werde die satzungsgemäßen Zwecke des Vereins
unterstützen und den von der Mitgliederversammlung(s.u.)
beschlossenen Mitgliedsbeitrag / einen Förderbeitrag in
Höhe von _____ EUR entrichten.

Name _____

Vorname _____

Straße _____

PLZ / Ort _____

Telefon _____

Fax _____

E-Mail _____

Meinen Jahresbeitrag bezahle ich per Einzugsverfahren.

Geldinstitut _____

Konto-Nr. _____ IBAN DE _____

BLZ _____ BIC _____

Datum _____

Unterschrift _____

**Einzelmitglieder € 20.- / Ehepaare € 30.--
Rentner und Studenten € 15.-**